

(Nachdruck verboten.)

4) Die Zukunftsstrohen.

Von Georg Hermann.

23. Mai.

Auch am zweiten Tage kam er nicht.

Und weil die Zukunftsstrohen weder über Krankenkassen noch Altersrente verfügen, noch weniger Pensionen oder Reservecapitals besitzen, ja, weil sie nicht einmal für die Zeit ihres Fehlens Entgelt erhalten, so hat sich bei ihnen der Brauch herausgebildet, daß sie sich gegenseitig unterstützen, für den Kameraden, der durch Krankheit in Noth gerathen ist, sammeln.

Herr Hoffburg nutzt dieses System nach Kräften aus. Im Laufe weniger Monate ist er ungefähr zwei- bis dreifacher Zwillingstvater geworden — seine Familiendverhältnisse scheinen etwas verworren zu sein, und jedesmal hat man lächelnd für ihn gesammelt.

Auch für Lintrow sammelte man am zweiten Tage. Klüwer und Lorenz hatten es angeregt. Der Sekretär, welcher die Liste zuerst bekam, versah sie mit der Bemerkung: „Der L. hat zwar erst einen Tag gefehlt, aber er schleppte sich nur mühsam her, und es wäre ihm unbedingt geholfen, wenn man ihn in die Lage versetzen würde, sich einige Zeit zu ruhen.“ — und subskribirte eine Mark. Außer Hubert und Hoffburg beteiligten sich wohl alle an der Spende. Der Doktor zeichnete fünfzig Pfennig, der Pastor gab fünfundsanzwanzig Pfennig und seinen Segen, das machte zusammen fünfundsiebzig Pfennig. Es kamen im ganzen ungefähr vierzehn Mark heraus. Mir fiel das Amt zu, das Geld zu überbringen und Lintrow vor allem gute Besserung zu wünschen . . .

Am Nachmittag, es war ein freudiger, sonniger Nachmittag, begab ich mich zu ihm. Er wohnte draußen in einem jener grauen, fünfstöckigen Häuser, mit zwei Vorder- und vier Hinterausgängen, wo es mehr Parteien als Fenster giebt und fünfmal mehr Kinder als Parteien.

Sein Zimmer lag im Rückgebäude. Auf dem Hofe standen Kollwagen, Tonnen, Sägeblöcke. Unter einem Schurdach von Theerpappe betrieb ein Stellmacher sein Handwerk. Zwischen Jagdauben, Vatten, alten Weinkörben schnuffelten langohrige Kaninchen umher. Ein melancholischer Schimmel, den der Kutscher mit seiner Zade zugedeckt hatte, zupfte an einer Handvoll Heu. Kinder sonnten sich in Reihen auf den Treppen; Kinder wippten sich an einem Eisengitter; Kinder krochen unter und auf dem Wagen umher; Kinder sahen mit offenen Mündern und großen Augen dem Stellmacher zu; Kinder spielten Murmeln; Kinder schlugen Ball; Kinder zählten ab: „Eene, meene, ming, mang, Kling, klang, rose, zose, pade Dich, Eier, Weiser, weg — weg!“ Kinder — so viel als ob sie die Sonne ausgebrütet hätte, von zwei bis zwölf Jahren, vom hellsten Hellblond bis zum tiefsten Zigeunerbraun. Mit Stubbsuafen und Selleriezöpfchen, mit Watschelbeinen und Quarrschmuten, in kurzen und langen Hosens, mit bloßen Füßen, Pantienen, Pantoffeln, Halbschuhen — sogar mit Stiefeln.

Lintrow wohnte hoch oben unter dem Dach. Ich dachte, er hätte als alleinistehender Junggeselle ein möbilitres Zimmer abgemietet und war erstaunt, als ich ein blaues Messingschild mit seinem Namen gewahrte. Auf mein Klopfen öffnete mir ein Mädchen. Sie mochte acht — neunundsanzwanzig Jahr sein, trug ein blaues, einfaches Kleid, war groß, blaß, von ernster, aber schon verjährter Schönheit. Sie bat mich, einzutreten, ich möchte aber entschuldigen, Herr Lintrow liege leider im Bett, sie hoffe, ich würde es nicht so genau nehmen.

„Ernst, ein Herr aus dem Bureau, der Dich besuchen will.“

Im Zimmer war alles von peinlich sauberer Aermlichkeit; an den Fenstern prangten Vergißmeinnichttöpfe. Auf dem Tisch, auf einem Kautentuch stand eine Wasserkaraffe mit Gläsern. Die Sonne fluthete in breiten Strömen herein und legte sich in goldigen Quadraten auf die Dielen. Die scharfgeschliffenen Gläser warfen tanzende Lichtfunken an die Decke, und von der Karaffe huschten Kreise und Ovale an den Wänden entlang.

Lintrow lag da, matt und lächelnd. Bis an die Brust war er zugespakt, die Arme ruhten auf der Decke. Sein

Nachhemd war vielfach gestopft und gestickt, aber blendend weiß, blendend weiß wie Latex und Bettzeug. Er drückte mir die Hand.

„Nun, wie geht's Ihnen, Herr Lintrow?“

„Danke, so . . . so . . .“

„Wir denken, daß Ernst morgen wieder ins Bureau gehen kann. Er fühlt sich heute schon viel besser wie gestern; gestern war es ja nicht gut.“

Erst jetzt fand ich Gelegenheit, das Mädchen genau anzusehen. Ihre Figur schien fast über schlank, ihr Gesicht hatte den Zug müder Trauer, aber auch die blasse, herbe Lieblichkeit der Madonnen Boticekkis. Die hellen Augen waren dunkel umzogen, über der hohen, reinen Stirn lag das aschblonde Haar anspruchslos geschneitelt. Ihre Hände erschienen lang und schmal, nicht fleischig, nicht mager, aber ohne jede sichtbare Aederung. Die schlanken Finger spitz und beweglich, keine Verdickung an den Gelenken störte den Fluß der Linien. Auch etwas Anderes bemerkte ich an ihr, was mir vorher entgangen, daß sie in anderen Umständen war.

„Nun, Mäuschen, mußt Du nicht jetzt Stunde geben?“

„Nein, ich habe abgeschrieben.“

„Weshalb denn, Maus?“

„Ich möchte bei Dir bleiben.“

„Ja, da hast Du recht, Kind.“

Er griff nach ihrer Hand; sie setzte sich zu ihm an die Bettkante strich ihm über die Stirn und küßte ihn.

„Hast Du denn für den Herrn nichts? Nach ihm eine Tasse Kaffee. Ja, ja, die werden Sie schon annehmen.“

Das Mädchen ging hinaus.

„Ich soll Sie von allen bestens grüßen, besonders von Herrn Lorenz und Herrn Klüwer, und hier schicken sie Ihnen eine Kleinigkeit, damit Sie sich ein wenig besser pflegen können.“

— „Danke, danke! Aber wissen Sie, die Herren sollten doch froh sein, wenn sie allein nichts haben, und nicht von ihren paar Pfennigen noch fremde hungrige Mäuler stopfen. Ja, ja, es haben ja alle es sehr gut mit mir gemeint, aber es ist an sich unsinnig; wenn ich selbst nichts habe, dann muß eben die Gutmüthigkeit aufhören, dann kam ich nichts mehr an andere abgeben.“

„Aber, Herr Lintrow, regen Sie sich doch nicht auf!“

„Nein! Das kann mich entsetzlich ärgern! Ich muß die Leute berauben, die selbst nichts haben! Wenn ich sie nicht zu beleidigen fürchtete, ich möchte am liebsten das Geld nicht annehmen, so nöthig ich auch jeden Pfennig brauchen kann, nicht mehr für mich, aber . . .“ er wurde plötzlich weich, und zwei dicke Thränen liefen ihm über das magere Gesicht. Mit der Hand winkte er mir, mich zu ihm herabzubiegen, und sagte ganz leise, indem er schon nach der Thür sah: „Am Himmelswillen, sagen dem armen Mädchen nicht, daß es mit mir zu Ende geht.“

„Herr Lintrow, wie können Sie so etwas reden!“

„Ja . . . morgen Abend sterbe ich, ich weiß es. Sie glaubt immer noch, daß ich wieder gesund werde . . . Ach, ich möchte sie ja so gern ehrlich machen, sie hat es verdient, tausendmal eher wie jede andere, ich hätte mich ja schon längst erschossen, wenn ich sie nicht gehabt hätte. Wir beide haben nichts darauf gegeben, wir haben das Jahr zusammengelebt, glücklicher wie Mann und Frau je zusammenleben, und jetzt thut es mir doch leid, daß wir es verabsäumt haben. Es hätte ihr vielleicht vor der Welt einen andern Anstrich geben können, und das Kind hätte meinen Namen getragen. Wenn ich bedenke, es soll ein Geschöpf in die Welt gesetzt werden, das ebenso elend wird wie ich . . . wissen Sie, das peinigt mich seit Tagen, ich kann keine Sekunde schlafen, so peinigt es mich . . .“

Ich war nicht fähig, auch nur ein Wort zu erwidern.

Das Mädchen trat herein und brachte den Kaffee.

„Ja, das ist wirklich sehr freundlich, und ich sage allen meinen besten Dank. Denke Dir nur, Maus, die Herren haben uns ein Geldgeschenk von vierzehn Mark gemacht.“

„Gott sei Dank! Schatz, wie wär's? Willst Du nicht auch eine Tasse Kaffee?“

„Nein, Maus, gieb mir einen Schluck Wasser.“

Er trank und sah mich dabei lächelnd an.

„Sie wundern sich wohl? Das ist nur meine Remonmir.“

musste, da giebt Mausl alle Viertelstunde einen tüchtigen Tropfen zum Fenster raus. Das macht einen besseren Eindruck, wenn der Arzt kommt und die Karaffe leer findet. Ja, lieber Freund, so hintergeht man die allwissende Wissenschaft. Nicht, Mausl, so machen wir's?"

Er griff nach ihrer Hand und streichelte sie leise, in seinen Mienen spiegelte sich Angst und Schmerz, und doch versuchte er zu lächeln.

"Schade, daß wir kein Klavier mehr haben! — Denken Sie nur nicht, daß wir solche Krösusse sind, gehabt haben wir nie eins, wir hatten uns nur eins geliebt, . . . aber sonst hättest Du dem Herrn etwas vorspielen können, ich hätte Dich so gern 'mal wieder gehört. Ja, Mäuschen hat auch ein Konzert gegeben. Aber diese Idioten, diese . . . Sie hätten nur einmal die Fantasia impromptu hören sollen . . . wie sie die gespielt, . . . und da . . ."

"Aber, Schätzchen, Du weißt doch, daß der Arzt gesagt hat, Du sollst nicht sprechen. Du mußt ganz still sein, sonst darfst Du morgen noch nicht aufstehen."

"Ja, Herr Vintrow, ich will jetzt gehen, es strengt Sie auch zu sehr an!"

"Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen. Sehen Sie, ich stehe ja morgen wieder auf. Nicht Mausl?"

Er hatte immer noch ihre Hand zwischen den seinen und tätschelte und liebte sie.

"Also, Adieu, Herr Vintrow, gute Besserung, morgen sehe ich einmal nach, wie es Ihnen geht."

"Seien Sie so freundlich, Adieu. Ich lasse mich auch noch vielmal bei allen bedanken."

Das Mädchen stand auf, um mich hinaus zu begleiten.

"Wie finden Sie denn, daß er aussieht?" tuschelte sie mir angstvoll zu, als wir in der Thür standen. "Er ist doch heute schon viel besser als gestern. Ach, wenn er bloß morgen aufstehen könnte! Ich muß Ihnen ja so dankbar sein, daß Sie uns Geld gebracht haben. Ich wußte wirklich nicht mehr ein noch aus. Ernst wollte ich es nur nicht sagen, aber die letzte Stunde haben sie mir jetzt auch angekündigt, weil ich . . ."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie wandte das Gesicht ab und reichte mir die Hand. Ich ging.

24. Mai.

Am Nachmittag des nächsten Tages begab ich mich wieder zu ihnen. Auch heute war blauer Himmel, aber es war vollkommen windstill. Einer jener Tage, die in ihrer lichten Entönigkeit uns Sehnsucht nach Sprühregen und Novembernebel erwecken. Die Luft hatte etwas Ehernes, die Sonne etwas Unerbittliches; sie wirkte nicht lustig und belebend wie gestern; sie wirkte aufdringlich, grell und beleidigend, verhüllte nichts, beschönigte nichts, entschleierte alles, jede Farbe schrie heraus.

Der Hof lag heute verlassen da. Nur unter dem Schuttbach schaffte der Stellmacher, schweißte einen Reifen um das Rad, das er unermüdet drehte.

Die Kinder hatten ihr eigentliches Gebiet gemieden und das untere Treppenhaus zum Platz ihrer lärmenden Thätigkeit gewählt. An den Absätzen hockten sie in langen Reihen und spielten Schule; die Jungen glitten an den Geländern hinab, und das kaum flügge Raderzeug kroch und rutschte auf Händen und Füßen die Stufen herunter, daß man vorsichtig sein mußte, um es nicht zu treten.

Oben wurde mir, ohne daß ich klopfte, geöffnet.

"Nun, ist Herr Vintrow heute aufgestanden?"

"Nein! Es ist nicht gut. Er scheint sehr schwach."

"Dann ist es vielleicht besser, ich gehe gar nicht hinein."

"Nein, kommen Sie nur, Ernst freut sich gewiß, wenn er Sie sieht."

Vintrow zeigte nur mit den Augen, daß er mich erkannte, er streckte mir nicht einmal die Hand entgegen, bewegte nicht den Kopf, er lag starr und steif, seine Brust arbeitete schwer und röchelnd.

"Ich habe ja solche entsetzliche Angst," flüsterte das Mädchen mir zu. Jetzt, wo Sie hier sind, bin ich ja wenigstens etwas beruhigt, aber so liegt er nun schon seit Vormittag um zehn, er spricht nicht ein Wort, regt sich nicht, er liegt nur ganz still und athmet so schwer. Aber, meinen Sie nicht, daß es vielleicht eine Krisis ist, daß ihn die Ruhe kräftigt?"

"Ich hoffe es!" Wenn man mich todgeschlagen hätte, ich hätte nichts anderes erwidern können, trotzdem ich nur zu gut sah, daß er im Todeskampf lag.

"Mausl!" ganz leise, kaum hörbar, wie ein Stöhnen.

Sie lag vor seinem Bett und griff seine Hand und im

Augenblick, ganz plötzlich, es kam wie ein Hagelschauer über sie, durchschüttelte ein Weinen ihren Körper, sie wand sich vor Schlächzen, sie fühlte, daß sie ihn verlieren würde, verlieren müsse, daß er unhaltbar ihren Händen entglitten.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sehmaschinen.

Fast alle Fortschritte auf dem Gebiete der Buchdruckerkunst seit Gutenberg betreffen die Vervollkommnung des Schriftmaterials und das eigentliche Druckverfahren, während die Herstellung des Satzes bis in die jüngste Zeit auf die reine Handarbeit beschränkt blieb. Die Kunst ist also während vier Jahrhunderten in dieser Hinsicht über den Standpunkt des Erfinders nicht hinausgelangt.

Zwar hat es seit Anfang unseres Jahrhunderts nicht an Versuchen gefehlt, auch die Setzarbeit durch Maschinen ausführen zu lassen, doch ist es thatsächlich erst in den letzten Jahren gelungen, diese schwierige Aufgabe zu lösen und somit eine völlige Umwälzung in der Buchdruckerkunst herbeizuführen. Die letzte epochemachende Erfindung auf diesem Gebiete ist die Lanston-Monotypen-Maschine, welche vor allen früheren Maschinen dieser Art so viele unverkennbare Vorzüge aufweist, daß sie voraussichtlich sehr bald alle ihre Konkurrenten verdrängen und die internationale Presse beherrschen wird. Um die Bedeutung dieser Erfindung aber richtig zu würdigen, ist es erforderlich, der Geschichte der Typen-Sehmaschinen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Obgleich das Verdienst der Erfindung das Ergebnis zwölfjähriger mühsamer Arbeit ist, so hat doch Lanston zweifellos Vortheil aus den Anstrengungen derer gezogen, die sich vergeblich unter großem Kostenaufwand mit der Lösung des Problems abgemüht haben.

Die erste Sehmaschine wurde 1852 einem gewissen B. Church patentirt. Das Prinzip derselben besteht darin, daß die in Röhren oder auf Platten im oberen Theile des Apparats angeordneten Typen beim Niederdrücken der entsprechenden Tasten ausgelöst werden und infolge ihrer Schwerkraft auf einer Rinne bis zum Winkelhaken hinabgleiten. Eine der ältesten Maschinen von Madie zu Warrington erinnert in gewisser Hinsicht an Lanston's Monotypen, denn beide weisen eine auffallende Ähnlichkeit mit Jacquard's Webstuhl auf. Ein Papierband, das durch eine zweckmäßige Vorrichtung perforirt wird, nimmt die Typen in Reihenstellung auf. Das Abtrennen der Zeilenlängen bezw. Setzen der Spalten erfolgt bei Madie aber noch durch die Hand. Eine andere Art ist Mergenthaler's wohlbekannte Linotype, deren Erfinder von einem ganz neuen Gesichtspunkte ausging. Er wollte nicht einzelne Typen aus dem Letternvorrath herausheben und setzen, sondern selbst neue Typen gießen und zusammensetzen. Bei dieser Maschine werden die Matrizen durch Anwendung eines Tastregisters in eine Zeile gebracht und in Schriftmaterial abgegoßen. Auf demselben Prinzip beruht auch der von Ludwig Loeve in Deutschland eingeführte Typograph und noch einige andere Maschinen, die man deshalb auch als "Zeilengießmaschinen" zu bezeichnen pflegt. Es ist dies das einzige in die Praxis eingeführte System zur Herstellung von Druckformen, das sich auch bereits in allen größeren amerikanischen Zeitungen, sowie auch in verschiedenen großen englischen und einigen deutschen Zeitungsdruckereien bewährt hat. Die Zeilengießmaschine hat den Vorzug, daß sie das Vorhalten eines umfangreichen Letternmaterials entbehrlich macht, die Thätigkeit des Setzers mit dem Schriftgießer vereinigt und das Schriftmaterial stets aufs neue verwerthet. Ein Hauptnachtheil dieses Systems besteht aber darin, daß einzelne Buchstaben oder Worte nicht ausgewechselt oder torrigirt werden können, und daß der Setzer durch die Hitze und das Geräusch des Gießapparates ungünstig beeinflusst wird. Hierzu kommt, daß die Handhabung des Tastrettes von der Geschwindigkeit und dem Fleiße des Arbeiters abhängt, so daß die Leistung desselben nicht eine feste und gleichmäßige ist, durch diese vielmehr noch die Thätigkeit der Sehmaschine gehemmt wird. Andererseits hat aber auch der Setzer bei seiner geistigen Thätigkeit die Funktionen des Gießapparates zu beachten und zu berücksichtigen, so daß er nicht immer in der Lage ist, seine Arbeit nach Wunsch zu fördern.

Wenn man nun aber die Tastvorrichtung von der Gießmaschine trennt, so kann jeder Theil regelmäßig und ungehemmt von dem anderen funktionieren, und die Arbeit des Typensetzers fern von dem Geräusch mechanischer Vorrichtungen erfolgen. Diesem Prinzip entspricht nun die Lanston-Monotypen, welche die Vorzüge der Madie- und Linotype-Maschine in sich vereinigt. Es handelt sich im Grunde also um zwei ganz selbständige Mechanismen, die nur in gewisse Beziehungen zu einander gebracht sind; der eine bringt ein perforirtes Band hervor und setzt hierdurch den zweiten, die Zeilengieß-Maschine, in Betrieb. Vor der Madie-Maschine hat aber die Erfindung Lanston's noch den Vorzug, daß die Abtheilung der Zeilen automatisch und momentan erfolgt. Bekanntlich bildet das "Auswählen" eine sehr zeitraubende und mühselige Arbeit für den Setzer, und deshalb war der Erfinder bemüht, auch diese Leistung zu erleichtern und abzulagern. Durch eine zweckmäßige Vorrichtung wird kurz vor Vervollständigung jeder Zeile auf dem Papierbände der Setzer automatisch benachrichtigt.

wie viel Raum noch zur Verfügung steht; er hat hierauf nur noch den Hebel einer Ausschließvorrichtung niederzudrücken, um sofort die Zeilenlänge zu ergänzen.

Im Gegensatz zu den Zeilen-Gießmaschinen fertigt Lanston's Maschine nur einzelne Lettern. Das perforirte Band gelangt nach der Gießmaschine, löst hier in der Reihenfolge, wie es das Manuscript vorschreibt, die Matrizen und bringt dieselben unter Anwendung komprimirter Luft in Verbindung mit dem geschmolzenen Metall, um in jeder Sekunde drei neue Typen abzuformen, zu härten, abzukühlen und genau in derselben Weise zu setzen, wie das sonst durch die Hand geschieht.

Da die beiden Maschinen unabhängig von einander arbeiten, verläuft die ganze Prozedur überraschend schnell. Auf den Papierbändern können 15 000 Durchbohrungen in der Stunde gemacht werden, und ein mit der Schreibmaschine vertrauter Schriftsteller oder Redakteur kann im Niederschreiben seines Textes zugleich den Satz herstellen. Die Papierstreifen können für spätere Auflagen bewahrt oder an andere Zeitungen weiter gegeben werden, während das Aufbewahren der Stereotypplatten, welche nach längerer Benutzung doch unklare und inkorrekte Abdrücke liefern, hierdurch völlig überflüssig wird.

Der Guß nimmt etwas längere Zeit in Anspruch, als das Perforiren der Bänder, da die Buchstaben bis zu einem gewissen Grade abgekühlt sein müssen, ehe sie zu Worten zusammengefügt werden. Nichtsdestoweniger vermag man doch die erstaunliche Leistung von 10 000 K pro Stunde zu erreichen. Die Gußmaschine erfordert nur die Aufmerksamkeit eines Maschinenarbeiters, und ein geübter Mann vermag sogar gleichzeitig 5-6 solcher Maschinen zu bedienen.

Es kommt noch in Frage, ob die hergestellten Typen ebenso korrekt ausfallen, wie durch Anwendung des sonst gebräuchlichen Gußverfahrens. Wie englische Zeitungen versichern, sollen die Typen von so vorzüglicher Beschaffenheit sein, daß es angebracht erscheint, sie nicht einzuschmelzen, sondern an andere Druckereien zu verkaufen. Fred. Good.

Kleines Feuilleton.

eb. **Erlebnisse eines Spaniers in Deutschland.** Die Veranlassung, die meinen Freund Francisco nach Berlin geführt hatte, war so spanisch wie möglich. Die Regierung sollte eine Anleihe abschließen, man sandte eine Finanzkommission nach Berlin, Francisco war als jüngster Sekretär mit dabei, und die Kommission blieb volle drei Jahre dort. — „Wissen Sie“, vertraute Francisco mir in seinem gebrochenen Deutsch, das er so gern sprach, an, „sind viele Damen in Deutschland, die lieben nur Spanier!“ — „Ach, ist das möglich?“ — „Möglich? Ich spreche aus Erfahrung.“ — „Ja, giebt es denn so viele Spanier in Deutschland?“

„Giebt sehr viele Spanier in Deutschland, in Handelshäuser, in Regierungsauftrag, in Studien. Und die deutschen Männer, wenn sie sind fünfundsiebzig Jahre — sie trinken zuviel Bier und sie arbeiten zuviel im Geschäft, sie werden davon ganz schlaff. Das erste Mal, als ich war in Berlin auf Ball, sagte eine Dame zu mir, eine sehr junge, sehr hübsche, feine Dame: Sie sind Spanier, ich habe es Ihnen sogleich angeeignet, Sie tanzen mit Feuer und Leben. Aber unsere deutschen Männer trinken zuviel Bier.“

„Oh, ich habe hübsche Erinnerungen an deutsche Damen! . . . Aber, wissen Sie, sonst im allgemeinen, Deutschland ist ein komisch Land. Wissen Sie, eines Tages, in Berlin, ich gehe spazieren im Thiergarten, gehe spazieren mit einer jungen Dame, ich pflüde eine Rose, ich gebe die Rose der jungen Dame. Plötzlich kommt ein Polizeisoldatenmann angerungen: Nicht pflüden Rose, sagt er, nicht gestattet, Rosen pflüden! Ich sage: Ich gegeben jungen Dame die Rose. — Das ist mir egal, Sie sollen keine Rosen pflüden; Sie müssen Strafe zahlen. — Ich sage nur wieder: Ich gegeben jungen Dame die Rose. — Dann sind viele Menschen hinzugekommen, und denken Sie sich, die junge Dame war mit einem Male weg! — „Nun müssen Sie mit mir gehen,“ sagt dieser Polizei. — „Dann kommen wir auf Station. Da sitzt am Tisch Offizier. — „Nicht Rosen pflüden,“ sagt auch er. — Ich sage wieder: Ich gegeben jungen Dame die Rose, der Polizeisoldatenmann mich behandelt wie Dieb, junge Dame weg, ich sehe sie vielleicht niemals mehr! Ich besahe mich über ihn. — „Ja, das ist mir ganz egal,“ sagt auch der Offizier, „Sie müssen bezahlen Strafe.“ — Aber ich dasselbe wieder, sagte immer wieder dasselbe, sie kamen mit mir nicht von der Stelle. Zuletzt sagte der Offizier: „Na, Sie sind ein Spanier, Sie können gehen!“

Francisco nickte: „Denn sie haben doch Respekt vor Spanien! . . . Aber denken Sie, ein ander Mal, ich gehe spazieren unter Linden, treffe ich ein Bettler mit zwei kleine Kinder. Ich sage zu die kleine Kinder: „Ihr geht mit mir, ihr sollt Essen bekommen! Ich gehe in Restaurant mit die beide Kinder, gutes, feines Restaurant, wo ich oft gefessen, sie konnten mich gut. Guten Tag, Herr Doktor, sagten sie. Aber glauben Sie mir, sie haben mir wollen serviren Essen für die zwei kleine Kinder? Entschuldigen Sie, Herr Doktor, jagten sie — ich mußte wieder gehen mit die beide kleine Kinder. . . . Aber einmal, wissen Sie, ich habe doch gemußt Strafe zahlen.“

„Was hatten Sie da denn gethan?“
„Nichts, garnichts. Ich war gesprungen in Zug.“
„Ja, er war wohl schon im Gange?“

„Ja, natürlich, sonst hätte ich ja nicht gemußt springen. Aber ich habe nichts gethan, kein Scandal, nicht gefallen, nichts. Und ich habe doch gemußt bezahlen, sechs Mark Strafe! . . . Das ist ein komisch Land!“ — (Aus Karl Larzens soeben erschienenem spanischen Reisebuch: „Der Muth und die blanke Klinge“.)

Musik.

— Dieser Tage wurden zwei Mozart'sche Manuscripte, Handschriften zweier wenig bekannten Konzertarien, für den Preis von 9800 M. nach Wien veräußert. Vor einiger Zeit wurden in Wien für eine Reihe Beethoven'scher Fragmente 200 000 M. bezahlt. Mozart lebte Zeit seines Lebens in Noth und Elend; als er starb, war nicht soviel da, daß ein Sarg bezahlt werden konnte. Die Leiche wanderte ins Massengrab. Und was wurde Beethoven von seinen Zeitgenossen geboten? —

Kulturhistorisches.

— Zur Geschichte des Wetterhahnes. Es giebt ein altenglisches Räthsel aus dem 8. Jahrhundert, das offenbar den Wetterhahn zu rathen stellt und übersezt so lautet:

Ich bin starkbrüstig und stolzhalsig,
Haupt hab ich hohes, sowie hohen Schwanz,
Augen und Ohren, nur einen Fuß,
habe Rücken, Schnabel, ragenden Nacken,
in der Mitte Senkung, Seiten zweie,
Wohnung über Menschen. Behal trag ich,
wo mich bewegen, die den Wald rühren,
wo mich stehenden Ströme schlagen
rauhe Schloßen, wo mich Reif überzieht,
Fröste besuchen, wo befällt Schnee mich
bauchdurchbohren

Der Schluß ist in der Handschrift verstümmelt. — (Köln. Z.)

Geographisches.

ss. Der Nord-Süd-Telegraph durch ganz Afrika, also eine ununterbrochene telegraphische Verbindung von Capstadt bis Alexandria, rückt seiner Vollendung immer näher, obgleich im innersten Theile des „schwarzen Erdtheils“ noch eine große Strecke auszuführen bleibt. Gegenwärtig hat der Ausbau dieser großartigen Verkehrslinie von Süden her den nördlichen Theil des Njassa-Sees erreicht. Wie Telegramme aus diesem Gebiete nach Capstadt meldeten, haben zwei Beamte der Telegraphen-Gesellschaft jetzt den Ort Mirini Miranda unter 9¼ Grad südlicher Breite und 33½ Grad östlicher Länge erreicht. Der Ort befindet sich auf der Straße von Njassa zum Tanganjika-See und etwa dreihundert englische Meilen südwestlich von dem Plage Koronga an den Gestaden des ersteren. Der Telegraph ist jetzt bis auf etwa 160 Kilometer nördlich von der wichtigen Station Kona Kona am Westufer des Njassasees vollendet. Eine telegraphische Verbindung zwischen diesem Orte und Sumbo, dem Hauptquartier des britischen Schutzgebietes in Innerafrika, wurde schon am Ende des vorigen Jahres in Thätigkeit gesetzt und hat sogleich einen Beweis von ihrer hohen Bedeutung geliefert, indem sie einen Aufstand im Gebiete des Häuptlings Mppini zu vermelden hatte. Wenn die während des letzten Aufstandes im Süden von Sambesi zerstörte Strecke wieder hergestellt sein wird, wird man von Kapstadt und also auch direkt von London bis nach dem Njassasee telegraphiren können. Uebrigens machen sich auch schon die afrikanischen Eingeborenen gelegentlich in ihrer Sprache telegraphische Mittheilungen, ein neuer Beweis, mit welcher Schnelligkeit sie sich die europäische Kultur aneignen. —

Physiologisches.

t. Die Unempfindlichkeit der Wienenzüchter gegen Wienensücht wurde unlängst in einem Vortrage von Dr. Langer besprochen, der erst neulich eine interessante Gemische Arbeit über das Wienengift veröffentlichte. Dr. Langer sandte ein Rundschreiben an alle deutschen Wienenzüchter, in dem er anfragte, ob und in welchem Grade der betreffende gegen Wienensücht unempfindlich geworden wäre. Aus den eingetroffenen Antworten ging hervor, daß 144 Jünger gegen Wienensücht immun geworden wären, neun weitere behaupteten, von Geburt an gegen das Wienengift unempfindlich zu sein, während 26 versicherten, daß sie auch im Laufe ihrer Thätigkeit die gleiche Unempfindlichkeit behalten hätten. Es ist bekannt, daß eine solche Immunität bei den meisten Wienenzüchtern dadurch erlangt wird, daß sie mehrfach von Wien gestochen werden, indem so eine allmähliche Gewöhnung an das Gift eintritt. Die Zahl der Wienensücht, die dazu nöthig sind, ist bei den verschiedenen Personen wechselnd, aber stets erheblich, zuweilen genügen 30, in anderen Fällen sind 100 und mehr erforderlich. Natürlich wird auch noch eine große Zahl besonderer Mittel angewandt, um die unangenehmen Folgen der Wienensücht abzuschwächen, unter ihnen sind besonders zu nennen: Tabaksaft, Franzbranntwein, Rum, Wasser, Salmiakgeist, Selterwasser, eßigsaure Thonerde, Lehm, Speichel, Kognak, ferner warme Umschläge und Massage. Das beliebteste Mittel scheint Salmiakgeist zu sein. Dr. Langer hat die Erfahrung gemacht, daß auch eine 5prozentige Lösung von übermangensaurem Kali dem Wienengift entgegentritt, und empfiehlt Einreibungen derselben unter die Haut, wobei die Lösung jedoch wieder um noch mit Wasser im Verhältniß von 1 zu 40 oder 1 zu 20 verdünnt werden muß.

Das Bienengift an sich ist außerordentlich schwer zu zerstören und wird weder durch Austrocknung noch durch Hitze, noch durch Alkohol in seiner Wirkung beeinträchtigt. Gewöhnlich wird angenommen, daß die Reizwirkung dieses Giftes dem Vorhandensein von Ameisensäure zuzuschreiben sei, was jedoch nicht der Fall sein kann, da diese Säure sich unter dem Einfluß der Hitze verflüchtigt, während das Bienengift, wie gesagt, der Hitze widersteht. Es scheint vielmehr, daß der Giftstoff eine Art Alkaloid ist, eine Gruppe chemischer Verbindungen, zu der auch eine Anzahl der schärfsten Pflanzengifte gehört. —

Medizinisches.

I. Als Gegengift bei Opiumvergiftungen empfiehlt Professor Rindfleisch übermangan-saures Kali, mit dem er bei selbst schweren Fällen gute Erfolge erzielte. Rindfleisch hält die Wirkung des übermangan-sauren Kali für eine rein chemische; beim Mischen von Morphiumlösung und übermangan-saurem Kali fällt im Reagensglas Mangansuperoxid aus, während durch die Verbindung des Morphiums mit dem überschüssigen Sauerstoff des übermangan-sauren Kali eine ungiftige Säure-Morphium-Verbindung hergestellt wird; Professor Rindfleisch empfiehlt bei Opiumvergiftungen eine Lösung von 0,2—0,4 übermangan-saures Kali in eine Lösung von einem Liter Wasser durch den Mund zu verabfolgen, in Fällen, wo dies nicht möglich ist, eine Injektion einer 2—3 procentigen Lösung. —

Mineralogisches.

io. Reihe Petroleumfelder sind durch den Deutschen Dr. Fritz Rötling von der indischen geologischen Landesuntersuchung entdeckt worden. Diese Felder liegen in Britisch-Burma in der Gegend von Penanghaung an den Ufern des Iravaddi, sie erstrecken sich auf eine Fläche von etwa 150 Hektaren und enthalten nicht weniger als 600 natürliche Quellen, die in den weichen, hügeligen Sandsteinen und Schiefern tertiären Alters aufsetzen. Die Sandschicht, die das Haupt-Decklager bildet, liegt etwa 200 bis 350 Fuß unter der Oberfläche, der Sand ist augenscheinlich der Niederschlag einer alten Klüftung und enthält zahlreiche Versteinerungen von Landthieren und besonders von Reptilien. Rötling hat ferner gefunden, daß auch die Schlammvulkane von Minbu in Verbindung mit unterirdischen Schichten, die Petroleum enthalten, stehen, denn der graublau warme Schlamm, den diese Vulkane auswerfen, ist mit Erdöl gesättigt. Rötling meint, daß diese Decklager nicht tief liegen, und er ist ferner der Ansicht, daß in diesen Gegenden von Burma noch weitere Petroleumlager gefunden werden können. —

Technisches.

— **Brückenbau in Sibirien.** Die gewaltige Eisenbahnlinie quer durch das asiatische Festland setzte und setzt nicht nur durch ihre beispiellose Ausdehnung, sondern auch durch die Oberflächengestaltung und das Klima des Landes ihrem Ausbau ganz bedeutende Schwierigkeiten in den Weg. Sehr bemerkenswerth sind beispielsweise diejenigen, welche die Konstruktion der Brücken in dem mittleren, zwischen Ural und Baikalsee gelegenen Theile verurthacht. Man unterscheidet in Sibirien, wie „Glückauf“ nach einer französischen Fachschrift schreibt, zwei Arten von Brücken, je nachdem die Flüsse Eisgang besitzen oder nicht. In letzterem Falle baut man hölzerne Brücken von 6 bis 8jähriger Dauer; nach Ablauf dieser Zeit werden die unbrauchbar gewordenen Theile nach und nach durch neue, die man auf der bis dahin fertiggestellten Bahn an Ort und Stelle schafft, ersetzt. Bei den Flüssen mit Eisgang dagegen ist die Verwendung von Holz ganz ausgeschlossen. Wie man sich auf der Karte leicht überzeugen kann, fließen nämlich alle großen Ströme in Sibirien fast genau von Süden nach Norden; da sich nun ihr Lauf über mehr als 20 Breitengrade erstreckt, so thauen sie schneller an der Quelle als an der Mündung auf; die im Frühjahr flüßig gewordenen Massen treffen auf noch gefrorene Strecken und auf ein kälteres Klima, wodurch sie wieder zum Gefrieren gebracht werden und sich zu Eisbergen von stellenweise bis zehn Meter Höhe aufstauen. Bei steigender Temperatur setzen sich schließlich diese ganzen Eis-massen in Bewegung und treiben ab, alles verheerend, was sich ihnen in den Weg stellt. Unter diesen Umständen müssen die Brücken aus sehr starken Mauerpfeilern mit eisernen Jochen bestehen, welche erstere in parabolischer Form über 15 Meter dem Strom entgegengebaut werden, um als Eisbrecher zu dienen. Im Jenissei hat man die Pfeiler 10 Meter unter Wasser errichten müssen, wozu noch 7 bis 8 Meter Ausschachtung im Thon für die Fundamentierung hinzukommt. Diese besteht zu unterst aus Sand, darüber aus Beton und bildet eine sehr feste Unterlage; Pfähle werden wenig verwandt. Der Bau der Pfeiler kann nur in den sechs Sommermonaten stattfinden. Die Metalltheile werden gewöhnlich im voraus im Winter mittels Schlitten oder Karren an Ort und Stelle geschafft. Einzelne Fundamentirungslasten haben so zwei bis drei Jahre gebraucht, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Ist das Material zur Stelle und sind die Pfeiler fertig, so haben die Russen eine neue und interessante Methode, um das Gitterwerk der Brücke schnell zu errichten. Sie schlagen dieselbe nicht von einem Ufer aus, wie wir — das würde bei der beträchtlichen Länge der Ob- und Jenissei-Brücken (bis 1200 Meter) zu schwierig sein —, sondern sie warten, bis der Fluß zugefroren ist, legen dann Schienen auf das

Eis und bringen die Metalltheile mit Lokomotiven zur Arbeitsstelle. Man beginnt die Arbeit auf dem Eise neben den Pfeilern, auf denen der hohle Brückenträger ruhen soll. Ist dieser fertig zusammen-gesetzt, so wird er mit Binden gehoben und eingebaut. Auf diese Weise kann eine große, 1200 Meter lange Brücke im Zeitraum von nur zwei Wintern gebaut werden. —

— Ueber die neueste Vervollkommnung des Telephons wird aus New York berichtet. Dort, wie in einigen Großstädten der Union, z. B. Washington und Philadelphia, sind jetzt Telephon-Apparate mit Zifferblättern versehen worden, die den Abonnenten gestatten, fortan direkt miteinander, ohne Amtsvermittlung, zu telephoniren. Das Verfahren ist sehr einfach. Will man z. B. die Nummer 9862 anrufen, so hat man einfach hintereinander auf die Ziffern 9, 8, 6, 2 zu drücken. Ist die Unterhaltung beendet, so hat man nur durch eine mechanische Vorrichtung das Zifferblatt auf Null zu stellen, und die Verbindung ist sofort abgeschlossen. —

Humoristisches.

— Ein Skeptiker. A.: „Was halten Sie von den täglichen Wetterprognosen in den Zeitungen?“
B.: „Ach, die sind recht unzuverlässig geworden. Früher waren sie immer richtig, dann traf Jahre lang immer das Gegentheil ein, und jetzt trifft nicht einmal mehr das Gegentheil ein!“ —

(Lust. Bl.)

— Aus einer Haushaltungsschule. Lehrerin: „Wir erhalten den Honig von der Biene. In welche Thierklasse gehört dieselbe?“ — Keine Antwort. — „Nun, Ihr habt in der Schule gelernt, daß die Thiere in verschiedene Klassen eingetheilt sind. Da hieß es: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische etc. Ist die Biene ein Vogel?“ — Schülerinnen im Chor: „Nein.“ — Lehrerin: „Nun, was ist sie denn?“ — Marie: „Die Biene ist ein Säugling; sie saugt den Saft aus den Blüthen.“ —

Bermischtes vom Tage.

w. „Hülfs-Kunst.“ Bei einer Prinzenhochzeit in Dänemark leistete sich ein Blatt ein Gedicht, in dem diese Zeilen vorkamen:

„Nimm unsern Gruß entgegen, junge Braut,
Jed' Blümchen, und im Felde jedes Kraut,
Singt Deinen Preis mit sanfter Melodie!“ —

y. Von einer Ringelwalze bei der Arbeit auf dem Felde zermalmt wurde ein Arbeiter vom Gute Lehmkühen bei Plöhn. —

— Eine „Allgemeine Ausstellung für Volksernährung und Gesundheitspflege“, verbunden mit einer Sonderausstellung für Kochkunst, Brauerei und Wirtschaftswesen, findet vom 10. September bis 2. Oktober d. J. in Hamburg statt. —

— In Warmen suchte sich ein Brautpaar durch Kohlenoxydgas zu vergiften. Das Mädchen konnte wieder zum Bewußtsein gebracht werden, doch ist es zweifelhaft, ob es am Leben bleiben wird.

— Ein Tagelöhner in Eisenbühl (Wahern) geriet mit seiner Mutter in Wortwechsel. Im Verlauf des Streites warf er sie gegen die Thüre; sie fiel mit dem Hintertopf gegen das Thürschloß und erlitt solche Verletzungen, daß sie sofort todt war. —

— Beim Baden gerieten in der Weichsel in der Nähe des Dorfes Kurzebrack zwei junge Leute in einen Strudel und erkrankten. Ein dritter junger Mann, der sich ebenfalls in der Gefahr zu ertrinken befand, wurde durch einen Knaben gerettet. —

— In einer Nachmittagsvorstellung von „Romeo und Julia“ in Prag am letzten Sonntag wurde der Schauspielerin, welche die Julia darstellte, ein spitzer Dolch anstelle des Theaterdolchs gereicht. Der Dolch drang in die Brust ein und verursachte eine stark blutende, aber unbedeutliche Wunde.

— In Szorzan (Ungarn) wurden eine Bäuerin, ihr Sohn und ihre Tochter auf dem Felde in einer kleinen Hütte, in der sie während eines Gewitters Schutz gesucht hatten, vom Blitz erschlagen. —

— Ein Brand zerstörte in der Gemeinde Toerpentz in Siebenbürgen 630 Häuser. Ueber tausend Familien sind obdachlos. —

c. e. In Smolensk wird viermal im Jahre um einen sonderbaren Preis Lotterie gespielt. Der Preis des Looses ist ein Rubel, es werden 5000 Loose ausgegeben. Der Gewinn ist ein junges Mädchen, das die 5000 Rubel als Mitgift erhält. Will der Gewinner das Mädchen und die Mitgift nicht, so kann er sein Loos einem Freunde überlassen. Lehnt aber die ausgeloste Braut den Gewinner ab, so erhält jeder der Weiden die Hälfte des Geldes. —

— Auf einer Instrumenten-Auktion in London brachte eine Geige von Petrus Guarnerius 2660 M., eine Stradivari 7900, eine von Jakobus Steiner (aus dem Jahre 1669) 1740 M., ein Violoncell von Jamarius Sagliano von 1748 1200 M. u. s. w. Der ganze Bestand von 134 Stücken wurde mit 63 000 M. bezahlt. —